

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 49

Illustration: "...Arbeit schändet nicht [...]"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Seite der Frau

Eine verflixte Sprache

Ich meine damit eine unserer Landessprachen, und es ist nicht etwa das Romantsch.

Es gibt eine viel verflixtere, die dem Ausländer viel mehr zu schaffen macht, als alle andern: das Schweizerdeutsch. Wenn mich nicht ein paar ganz vereinzelte Ausnahmen vom Gegenteil überzeugt hätten, würde ich sagen, es sei unmöglich für jemanden, der nicht hier geboren oder in frühester Jugend zugezogen ist, es so zu sprechen, daß man ihm den Ausländer (oder den ehemaligen Ausländer) nicht anmerkt.

Am besten lernen es die Holländer. Ist es Ihnen nie, auf einer Skiabfahrt oder sonstwo, passiert, daß Sie an einer lachenden, mit kräftigen Stimmen redenden Menschengruppe vorbeikamen und daß Sie das, was da geredet wurde, zuerst in aller Selbstverständlichkeit für Schweizerdeutsch hielten, bis Sie nahe genug waren um festzustellen, daß es Holländisch war? Es tönt ungeheuer ähnlich. Es geht den Holländern offenbar wie uns, von denen manche Nachbarn und andere Völker behaupten, wir hätten keine Sprache, sondern eine Halskrankheit.

Henu. Solang es uns wohl ist dabei

Uns kann man's übrigens auch nicht recht machen. Zwar amüsiert es uns, wenn ein Franzose oder Anglesachse oder sonst jemand Schweizerdeutsch radebrecht, und wir finden es sogar hübsch. Wenn aber die Frau geborene Pfleiderer, die uns ja allen lieb und vertraut ist, nach-zig Jahren Aufenthalt, meist samt Bürgerrecht, immer noch Hochdeutsch redet, dann ärgert uns das.

Wenn sie sich aber – eben wie unsere Frau geborene Pfleiderer, redlich bemüht, und es dann so herauskommt, wie wir ja wissen, dann gilt ihr Erfolg nicht etwa ihren Bemühungen. Es ist ein ungetrübter Heiterkeitserfolg.

Hans Gmür, der in der Weltwoche so schöne, «Unwahre Geschichten» erzählt, schrieb einmal von einem Theaterdirektor aus dem benachbarten Norden, der so völlig akklimatisiert ist, daß er zu jedermann «grütze, grütze» sagt und überzeugt ist davon, daß nun jeder glaubt, seine Vorfahren hätten im Schwabenkrieg mitgekämpft, wenn er «Usverkuuf», «Huuptiingang» und «Tuufstiin» sagt. Dabei haben seine Vorfahren vielleicht wirklich im Schwabenkrieg mitgekämpft, bloß auf der andern Seite, aber zum Kriegführen gehören nun einmal mindestens zwei Parteien. (Uebrigens besteht da zwischen

dem Hans Gmür und mir eine wesentliche Meinungsverschiedenheit, von der er nichts weiß, indes ich darunter sehr leide. Es heißt nämlich nach meiner Auffassung nicht «grütze», sondern «krüzieh». Aber darüber könnten wir ja einmal ein philologisches Symposion abhalten, der Hans Gmür und ich.)

Also zurück zum Usverkuuf, zum Tuufstiin, zum Ruuchfleisch und zu dem, was mir einmal eine Mitmieterin von einem «Nachtbubestriich» erzählte, der in unserm Quartier verübt worden sei.

Und wenn ich mir das alles so überlege, so kommt mir eben doch die, anfangs schon erwähnte, Er-

kenntnis, daß es eine verflixte Sprache sein muß, die unsere. Und daß es der Fremdling damit nicht leicht hat. Er hat es um so schwerer, je mehr er allen Ernstes meint, sie stehe dem Hochdeutschen ja so nahe.

Was sie nicht tut.

Bethli

Eine Köpenickiade am Bielersee

Folgende Geschichte hat sich während der diesjährigen Traubenernte am linken Bielerseeufer zugetragen:

Im behäbigen Gasthaus des schönen, alten Winzerdorfes weilte ein jüngerer, gutaussehender Gast in den Ferien. Er hatte sich bald mit den Rebbauern des Ortes angefreundet und wurde von diesen, wie das so üblich ist, in ihre Weinkeller eingeladen und großzügig zum Versuchen des besten Tropfens ermuntert. Der «Weiße» tat es nicht für den freundlichen Herrn Doktor, es mußte schon vom selteneren «Roten» sein, den er über alle Maßen rühmte. Er ärgerte sich nicht einmal, als er einige Spritzer aus einem überlaufenden Faß auf seine tadellose Weste bekam, wofür sich sein Gastgeber untertänigst entschuldigte. Ein wenig warmes Wasser, sagte er lächelnd, werde den Schaden beheben. So leutselig und gar nicht eingebildet auf seinen akademischen Titel war dieser Doktor Landolt aus Zürich, der sich im Hotel als Frauenarzt eingeschrieben hatte. Ueberall gewann er Freunde, denn er war ein guter Unterhalter und konnte stundenlang «neue Witze» erzählen. Meist war deren Thema medizinisch. Man gönnte ihm seine kurzen Ferien, bevor er in naher Zeit eine Assistentenstelle am Bezirksspital in Biel antreten sollte. Das betonte er immer wieder und wirkte deshalb auch auf die Frauenwelt außerordentlich vertrauenerweckend. Mit Interesse ging er auf ihr «Seelenleben» ein



«... Arbeit schändet nicht! — Arbeit schändet nicht! — Arbeit adelt!
— Skandal, daß man keine Dienstboten mehr bekommen kann!»